

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 272.

Sonntag, 21. November.

1915.

(20. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Edela Rüst.

(Nachdruck verboten.)

„Ich fragte, ob du mit dem festen Plan, mir darüber Aufklärung zu geben, herkamst?“

„Aufrichtig gesagt, nein — ich hatte nie den Mut, es dir zu beichten.“

„Und was hat dich doch nun plötzlich so mutig gemacht?“

„Gabriele von Barten! Ihr habe ich mich anvertraut, mit ihr habe ich alles das durchprobiert, was ich bisher für mich allein studierte, und sie hat mich angestachelt, mein Talent nicht untergehen zu lassen — sie glaubt an mich, und sie kann selbst schon so unendlich viel, daß ich ihr glauben darf.“

„Aho doch indirekt eine Versicherung meines Herrn Schwiegersohnes! Durch ihn ist ja das Fräulein von Barten zu uns in die Gesellschaft gekommen, um ihre Mission an dir zu erfüllen. Und er schürt das Feuer, damit ich zu dem wohlgeratenen Schwiegersohn einen womöglich noch wohlgerateneren Sohn bekomme!“

„Du wirst nicht über mich zu klagen haben, aber lasse mir den Willen, denn ich täte es doch, weil ich müßte. Fräulein von Barten hat meinen Entschluß nur beschleunigt, aber über kurz oder lang hätte ich es dir geschrieben. Ich denke aber, so ist es besser, so offen heraus.“

„Und du meinst, daß ich nun gleich von deinen Tiraden benommen bin und zu dem hellen Unsinn nur die Hände kalte und Amen sage?“

„Ich kann den „Unsinn“ dabei nicht sehen, Papal! Heute ist der Künstler- und Schauspielersstand geachtet wie jeder andere und bringt mehr ein als die meisten bürgerlichen Berufe.“

„Das heißt, die Oberbunzen darin sind geachtet und werden mit Gold bespflastert, und die darunter wimmeln, die Handlanger, sind nach wie vor Proletariat! Wer sagt dir, daß du zu den Oberbunzen gehören wirst?“

„Das wird die Zeit lehren. Sei versichert, unter deine Proletariat werde ich nicht geraten.“

„Weil du in der Wahl deiner Eltern zu vorsichtig warst, meinst du.“

„Nicht darum! Aber weil ich dank deiner Güte nicht nötig habe, ein Schmierenskomödiant zu sein. Wenn ich in drei Jahren nicht die volle Aussicht wenigstens auf eine gute Position habe, schwöre ich es dir in deine Hand, daß ich dann umkehren werde und zu dir komme, um Kaufmann und dein Nachfolger zu werden. Bist du damit zufrieden?“

„Aho du meinst, ein verfrachteter Komödiant taugt immer noch zum Kommerzienrat?“

„Wenn er Geld genug hat? Bewillige mir weiter, was du mir bisher bewilligt hast.“

„Und wenn ich sage, ich gebe dir keinen Heller, sieh, wie du mit meinem Segen, an dem dir so viel liegt, weiter kommst?“

„Und wenn du mich enterbst, es kann nichts ändern, ich bleibe fest.“

„Ach, schöne Redensarten!“

„Du wirst es nicht tun, Papa, und hast ja auch keine Veranlassung dazu! Und vergiß nicht, daß Rhetorik auf der Schule mein einziges bestes Fach war, ich bin also nur meinen natürlichen Entwicklungsgang gegangen. Aho, du schlägst ein, Papa?“

Der Kommerzienrat legte seine Hand nicht gleich in die seines Sohnes: „Ich werde es mir noch überlegen! Auf morgen!“

Als Lauter wieder allein war, lächelte er bitter vor sich hin. Das war ja heute ein Tag!

Das lehrte ihn viel!

Er hatte sich überhaupt nichts mehr zu überlegen, er hatte einfach ja zu sagen und den Geldschrank zu öffnen, sonst erinnerte man ihn zart an seine Verbrennen der Familie gegenüber: seine Heirat und seine Jugendstünde an die Grimasse Verwandtschaft!

O, er verstand sehr wohl!

Sie meinten, sie hätten ihn in ihrer Macht! Aber noch war er der Mann, der das Feste in der Hand hielt.

Er wußte, was er bewilligen mußte, aber darüber hinaus gab's fortan einen Damm!

Und doch ging Ludwig Lauter seit diesem Tage etwas gebückter einher.

Als er am Abend das Bedürfnis fühlte, seiner Frau Mitteilung über die Geschehnisse zu machen, sagte sie betreffs Herberts und seiner Geldangelegenheit, hochmütig mit den Schultern zuckend: „Bist du von seiner Sadgier überrascht? Und auch Dina lernt zu fordern — sie ist längst nicht mehr die, die sie war; sie wächst mit dem „bedeutendsten“ Mann von Fünf-Silgelschön!“

Dann klingelte sie nach Hut, Mantel und Blauschuh — eine Viertausendmark-Kleinigkeit, durch die ihr das Neujahrsfest vom Gatten verschönt worden war. Sie mußte noch in eine Komiteesitzung für eine Wohlfahrtsangelegenheit und war nicht in der Baune, Sorgen zu teilen.

Lauter hatte gerade noch Zeit, ihr über Ottos Entschluß zu berichten. Eine Weile sah sie den Kommerzienrat an, als habe er den Verstand verloren. Dann ging sie raschen Schrittes auf das dunkle Eichen-Deck zu, das sich längs zwei Wänden des Zimmers zog, griff nach einer kostbaren chinesischen Vase, packte sie mit beiden Händen und warf sie mit aller ihr zu Gebot stehenden Kraft auf den Teppich, daß sie in tausend Scherben brach.

„Duch . . .!“ sagte Lauter, sein Gesicht war aschfahl geworden. Er hatte auch kaum die Lippen bewegt, so leise hatte er den Namen in maßlosem Staunen gerufen.

Frau Duch flackerte ihn mit wilden Augen an. „Ein Narr bist du — sie tanzen dir auf dem Kopf!“

Rnut von Wulffen hatte einen schweren Tag gehabt. Er saß jetzt allein bei seiner Abendmahlzeit, die seine Wirtschafterin ihm mit gewisser Bierlichkeit und wohlthuend geräuschlos vorsetzte.

Er aß langsam, trank mächtig dazwischen und machte sich ab und zu Notizen auf dem Abreibblock, der stets neben seinem Teller stand.

„Ob Sie mit, Herr Doktor, heut noch mal zur Rittenbach herumwollten — nur so zur Beruhigung, wenn auch nichts mehr von ihr zu wollen ist! Der Mann war zweimal hier in der Schummerstunde.“

„Dass Sie die Leute gar nicht besser abweisen! So was muß man doch lernen können!“

„Behüt' Gott, Herr Doktor, ich kann nit so hart sein, und ich weiß doch, daß der Herr Doktor . . .“

„ . . . keinen Weg und keine Mühe scheut, wenn er nur irgendeinwas nutz sein kann — das wissen Sie sicher! Aber wo der Totengräber anzufangen hat, bin ich zu Ende — die Lebenden brauchen mich! Sie sehen doch, wie abgeradert ich wieder bin! Seit heute früh um neun sitze ich zum ersten Male eine Viertelstunde hintereinander!“

„Ach ja, ja, ich weiß! Aber der arme Rittenbach mit den vier kleinen Kindern.“

„Ich habe mit dem armen Kerl ganz klar geredet. Er weiß ganz genau, sie schläft heute oder morgen ruhig ein. Bis dahin hat er die Pulver, sie zu beruhigen — nur daß sie fühlt, es geschieht etwas mit ihr, brauchen tut sie keine Pulver mehr! Der arme Teufel tut mir furchtbar leid, aber er muß doch ein Einschießen haben! Für mich hat der Tag doch auch nur 18 Stunden! Sonst etwas vor? Gar keine Post den ganzen Tag?“

„Nein, Herr Doktor! Aber Herr Dr. Sehren, der Herr Rechtsanwalt, war vor 'ner Stunde da. Er käme abends nochmals wieder, ob Sie wohl so lange zu Hause bleiben könnten — so um Neun, meinte er — jetzt ist's dreiviertel.“

„Gut, gut! Sind die Zeitungen drüben!“

„Natürlich, Herr Doktor! Wünsche wohl gespeist zu haben!“

Frau Kurbel verließ das Zimmer, und nachdem er sich noch überlegend dies und jenes notiert hatte, erhob Dr. Wulffen sich schwerfälliger, als es sonst seine Art war, und ging in sein Arbeitszimmer, das hell erleuchtet seiner Karte. Er setzte sich aber nicht an den Schreibtisch, um zu arbeiten — es lohnte nicht anzufangen, Herbert würde ihn ja gleich unterbrechen.

Er ging ein paar Mal auf und nieder, reckte und streckte sich, zekte seine Brieftasche in Brand, warf sich in einen Sessel und wartete.

Bald tat sich die Tür vor Dr. Sehren jun. auf.

„Störe ich dich, mußt du noch fort?“

„Nein — ich bin total abgeklappert — wir haben heut dreimal operiert!“

„Ach was nochmal! Mit Erfolg? Operation gut — Patient tot?“

„Manchmal kommt's ja auch anders! Ich denke, wir bringen ihn durch — es ist der alte Dehmda.“

„Dehmda, unser alter Postschwabe? Hat er immer noch Frösche im Leib?“

„Die haben wir ihm eben gründlich rausgesäbelst — der kommt nochmal hoch!“

Wulffen schenkte Wein ein.

„Na, was hast du denn auf dem Herzen, Herbert, du machst ja so ein ganz apartes Gesicht!“

„Ach geh — apartes Gesicht! Nichts habe ich auf dem Herzen!“

„Frau Dina munter?“

„Ja — ganz munter. Sufi auch, auch Katrin Sütte, ganz Fünf-Hügelchen, hoffe ich, ist einigermaßen munter?“

„Bist du nun eigentlich schon übergesiedelt mit deinem Bureau, oder . . .“

„Ja, heute ist endlich alles in Ordnung gekommen; ich atme auf, daß die Professorenreise aus dem Hause sind. Ich lasse oben die Zimmer etwas anders verbinden, wenn die K. fort ist — sie trifft Freitagabend ein.“

„Ach so, die K.! Sie wird ja schon die ganze Woche an allen Mauern in allfarbigen Zetteln verkündet. Da hast du ja, Gott sei Dank, wieder ein paar anregende Tage. Zu eurem großen Raut entschuldigst du mich wohl.“

„Ganz und gar nicht! Am Sonntag kommst du dich doch unmöglich mit Arbeitsüberhäufung entschuldigen.“

„Aber mit entschiedenstem Ruhebedürfnis; die ganzen letzten Wochen waren arg.“

„Mache das mit Dina aus, ich bringe ihr die Botschaft nicht. Überhaupt, Knut — ich wollte dich eigentlich bitten, zu Dina zu gehen und ihr für den Abend Gesellschaft zu leisten. Sie ist nämlich nicht sehr munter, es war heut ein harter Tag für sie — wenigstens in ihrer Einbildung. Mein Gott, sie löst alles immer noch so sehr im Gefühle auf.“

„Was ist denn passiert?“

„Ich war heut beim Alten, um ihr Mutterteil herauszuverlangen. Jeder andere hätte es sich acht Tage vor der Hochzeit auszahlen lassen! Jeder andere großstädtische Schwiegervater hätte es ganz von allein hergegeben, ohne sich erst daran erinnern zu lassen, aber hier die Gesellschaft . . .“

„Was willst du denn mit dem Gelde?“

„Ich habe meine Pläne, über die ich noch nicht reden möchte!“

„Sofol! Hat Dauter sich willig gezeigt?“

„Als ich brutal wurde, ja! Bei Gott, ich hab's nicht gewollt, aber er hat mich dazu gereizt, und da habe ich ihm seinen Herrn Schwager vorgeworfen und die ganze Wirtschaft. Ja ja, ich weiß, es war gemein von mir, ich weiß es auch, ohne daß du noch deinen Senf dazu gibst! Es ist mein Schicksal! Mandem fällt alles von selbst in den Schoß; er kann immer glatt und poliert bleiben! Ich muß mir alles erkämpfen und erstreiten! Und dann wundern sich die Leute, wenn man Eden und Stacheln ansteht! Ich zerbreche mir immer den Kopf: liegt's an meiner Natur oder an der Natur der anderen, denen jeder ein Greuel ist, der nicht wartet, ob sie ihm etwas angedeihen lassen wollen, der sich rechtlich sein Recht nimmt und was er nötig hat! Es ist mein Schicksal!“

(Fortsetzung folgt.)



Bescheidenheit ohne Maß ist verkappter Stolz.

Jean Paul.

Nachdruck verboten.

Frauen und Ehe im Islam.

Das augenfälligste Merkmal des Mohammedanismus ist für die christlichen Völker die Vielehe oder „Vielweiberei“, die, wie Professor Rods (Dorn) schreibt, eine Anpassung Mohammeds, des Propheten von Mekka, an die Menschenatur der Mehrzahl seiner Landsleute ist. Er gestattete seinen Anhängern vier Frauen und eine unbegrenzte Anzahl Nebenfrauen, wenn die Mittel es ihnen erlaubten. Trotzdem kommt es durchaus nicht selten vor, daß sich der Mohammedaner nur mit einer Frau begnügt, wozu nicht immer allein individuelle Veranlagung und Vermögen den Ausschlag geben. Denn wenn auch die Mlema den mohammedanischen Frauen erklären, es sei Allahs Wille, ihren Gatten aufzufordern, eine zweite, dritte oder vierte Frau zu nehmen, wenn sie merken, daß das Feuer der jungen Eheleute nachläßt, und „daß der Gläubige nicht mehr zufrieden zu Allah beten könne, wenn er seine Sehnsucht nach einem neuen Weib aus Rücksicht auf seine erste Liebe zurückdränge“, so sind, wie der Gelehrte ausführt, zwar viele so fromm oder so schlau, es dem Koran gemäß in der Praxis zu halten; während andere mehr „europäische“ Naturen sind und gehen, wenn der Moslim eine zweite Frau nimmt. Dahin zielend ist auch der Ausspruch eines türkischen Offiziers aufzufassen, der als Bonner Husar seine militärische Ausbildung genoss und über die Vielehe seiner Landsleute befragt in seinem gebrochenen Deutsch die charakteristische Antwort gab: „Wenn zwei, eine fort!“

Die veränderten sozialen und politischen Verhältnisse, sowie Antislavereibestrebungen haben, wie Mahmud Ruxhtar Pascha (Die Welt des Islam im Lichte des Koran und der Hadithe) schreibt, im Verein mit der Verbreitung der Frauenbildung die Vielweiberei praktisch so gut wie aufgehoben.

Wenn für die christlichen Völker in der Vielehe des Islam auch etwas Anstößiges liegt, so hat diese selbst mit Fragen der Moral nichts zu schaffen, und es hieße von falschen Voraussetzungen ausgehen, wollte man daraufhin an der sittlich hohen Auffassung, die der Mohammedaner und insonderheit der Türke von der Ehe, zweifeln.

Diese selbst ist in Ermangelung von Priestern und priesterlichen Weihen als eine in Gegenwart von zwei Zeugen unter Anrufung des Segens Gottes kontraktmäßig geschlossene Zivilehe aufzufassen.

Wenn auch die Ehescheidung an sich nicht verboten ist, falls der Mann dem Ehekontrakt entsprechend die Frau entschädigt, so gibt es doch Hadithe (Bezeichnung der dem Propheten zugeschriebenen Aussprüche), die sie verwerfen. So läßt der folgende:

8. „Das Erlaubte, was Gott haßt, ist die Ehescheidung!“

Keinen Zweifel in dieser Hinsicht übrig. Es sollen daher auch in der Türkei viel weniger Scheidungen als bei uns vorkommen. Das Scheidungsrecht steht, wenn kontraktlich besonders vereinbart, auch der Frau zu. Andernfalls entscheidet allein der Mann, abgesehen von einigen bestimmten Fällen (z. B. wenn ihr Gatte ohne ihre Einwilligung eine zweite Frau heiraten will), in denen sie auf gerichtliche Scheidung dringen kann.

Wie so viele irtümliche Anschauungen, die bei uns über die islamitische Welt verbreitet sind, so auch über die angebliche Entrechtung der mohammedanischen Frau in der Ehe. Wie sehr der Koran bemüht ist, ihr zu ihrem Recht zu verhelfen, beleuchtet Sure:

4, 3: „So nehmet euch zu Weibern, die euch gut dünken, zwei, drei oder vier. Und so ihr fürchtet nicht billig zu sein, so heiratet nur eine.“

Auch verschiedene Hadithe äußern sich in ähnlicher Weise, wie:

96: „Wer zwei Frauen hat und sie nicht mit Gerechtigkeit behandeln kann, wird am Tage des Gerichts die eine Hälfte von sich einbüßen.“

Etwaige tödliche Übergriffe des Mannes verurteilen folgende Hadithe:

959: „Schlagt nicht eure Frauen.“

275: „Gott verbietet euch, sich an dem Recht der Schwachen, Waisen und Frauen zu vergreifen.“

Das Heiraten selbst ist dem Mohammedaner religiöse Pflicht, der nachzukommen er nicht verabsäumen darf. Es heißt darüber:

343: „Heiratet und mehret euch.“

353: „Gottes Hilfe ist mit jedem, der heiratet.“

499: „Eure Schlechten sind eure Unverheirateten.“

Doch sollen

24, 33: „Diejenigen, welche noch nicht die Mittel zum Heiraten besitzen, keusch bleiben, bis sie Gott durch seine Gnade bereichert.“

Die noch heute bestehende Verschleierung und gesellschaftliche Absonderung der Frau ist bekanntlich keine rein islamitische Einrichtung, sondern eine Folgeerscheinung der Vielehe, die ja in den frühesten Zeiten und unter den verschiedensten Formen auftretende asiatische und afrikanische Sitte war. Jedenfalls fühlte sich Mohammed bewogen, die in der Heimat des Islam, in Arabien, seinerzeit herrschenden Ausschweifungen und loseren Sitten zu bekämpfen und es den Frauen, die bis dahin ohne Schleier und auch wohl zu wenig bekleidet gingen, zur religiösen Pflicht zu machen, sich den „Ausschweifungen der Blide“ zu enthalten und ihre Reize bis auf das zu verbergen, was sich davon zeigen läßt.

Gwiß, der Schleier mancher Türkinnen von heute ist von besonderer Durchsichtigkeit, aber ihn ganz fallen zu lassen, dürfte wohl auch in nächster Zukunft nicht möglich sein. Zeigte es sich doch in den Tagen der jungtürkischen Bewegung, als die Frauen glaubten, daß auch für sie die Stunde gekommen sei, mit allüberlieferten Gewohnheiten und Sitten zu brechen,

wie wenig dies im Sinne der männlichen Bevölkerung lag. Ein Sturm der Entrüstung setzte die wenigen wieder in ihre Behausungen zurück, die so kühn gewesen, sich in jenen Tagen ohne den verhüllenden Tscharschaf in den Straßen Konstantinopels zu zeigen.

Ebenso würde ein Versuch, die bestehende gesellschaftliche Sonderstellung der Mohammedanerin zu ändern und den abendländischen Begriffen anzupassen, wohl ein ähnliches Resultat zeitigen; denn wie damals, so gilt noch heute bei den Anhängern des Propheten dessen Wort:

290: „Wenn ein Mann sich mit einer Frau allein befindet, dann ist Satan der dritte im Bunde.“

Karl-Gustav May.

22 = Bunte Welt. = 22

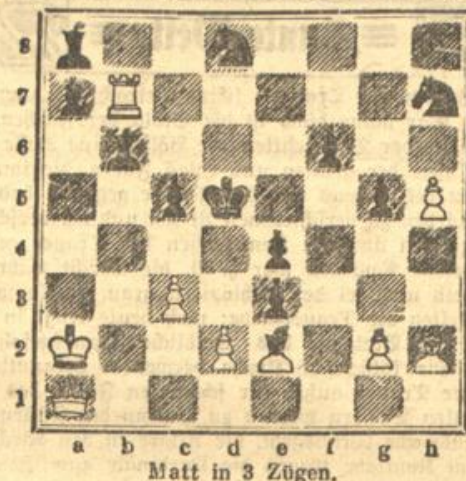
Die Farben der Trauer. (Eine Betrachtung zum Totensonntag.) Gar mannigfaltig ist die Scala der Farben, die in der Geschichte der Trauersitten der Völker eine Rolle gespielt haben. Außer der grünen und roten Farbe, die immer als die Farben des Lebens und der Freude gegolten haben, sind fast alle Farben zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedener Völkern zu den äußeren Kennzeichen der Trauer geworden. Bei den alten Ägyptern war z. B. die Tracht während des Trauer gelb und bei den Äthiopiern grau. Gelb war auch bei den Kelten die Trauerfarbe; noch heute trägt in einigen Gegenden der Bretagne das weibliche Trauergefolge gelbe Hauben. Die katholische Kirche verwendet bekanntlich zum Zeichen der Trauer außer der schwarzen Farbe das Violett. Mit violetten Tüchern werden zu Beginn der Fastenzeit, die der Leidenswoche vorausgeht, die Altäre in den Kirchen umkleidet; im Konklave tragen die Kardinäle zum Zeichen der Trauer um den verstorbenen Papst statt des roten einen violetten Überwurf. In China, Japan und Siam trägt man weiße Trauergewänder; die Chinesen gebrauchen daneben die blaue Farbe als Trauerfarbe, indem sie in der Zeit der Trauer um einen Verstorbenen ihre Briefe mit Blau schreiben und siegeln. In Deutschland und in den meisten übrigen europäischen Ländern herrschte lange Zeit die weiße Farbe als äußerer Ausdruck der Trauer vor; eine Zeitslang trauerte man bei uns im Mittelalter auch in Braum. Wenn unsere altgermanischen Vorfahren die weiße Farbe als Trauerfarbe bevorzugten, so liegt die Erklärung dafür klar auf der Hand. Die weiße Farbe als die Farbe des Winters und des Schnees galt ihnen als Symbol des Todes und der Vernichtung. Wir sprechen heute noch vom bleichen Tode, und selbst die Dichter unserer Zeit bezeichnen vielfach noch den Schnee als das Leichentuch der Natur. Die alten Germanen stellten sich ihre Hauptgöttin Freia in ihrer Eigenschaft als Totengöttin in ein weißes Kleid gekleidet vor. Auch bei den übrigen Farben bedarf es nicht kühner Deutungsversuche, um sich ihre Entwicklung zu Trauerfarben erklären zu können. Blau ist die Farbe der Ferne, gelb und braun die der fallenden Blätter im Herbst, grau ist die Farbe der Asche. Schwarz als die Farbe des Todes spielte schon bei den alten Griechen und Römern die hervorragendste Rolle. Mehr als einmal spricht der alte Homer vom schwarzen Tode; die *anua nigra* (schwarze Tür) hieß bei den Römern die Tür, die zur Unterwelt führen sollte, und *nigra* oder *atra hora*, *nigra* dies hatten bei ihnen nicht nur die Bedeutung von unheilvoller Stunde oder Tag, sondern auch von Todesstunde und Todestag. In den letzten Jahrhunderten hat sich nun überall und immer mehr die schwarze Farbe als Trauerfarbe durchgesetzt, sie ist zur vorherrschenden Trauerfarbe fast in der ganzen Welt geworden. In einem ganz besonderen Maße aber verwenden wir heute noch die weiße Farbe als Zeichen der Trauer. Bei den Blumenspenden, die wir unseren teuren Dahingeschiedenen widmen, geben wir stets den weißen Blüten vor allen anderen den Vorzug. Die weiße Rose erscheint uns als besonders Sinnbild der Trauer; mit ihr zieren wir die Särge der Verstorbenen und die Totenkränze, die wir auf ihr Grab legen. Steht uns zu diesem Zweck die weiße Rose nicht zur Verfügung, so ersetzen wir sie durch andere weiße Blumen wie Chrysanthenen, Levkojen, Astern usw. Wie wenige sind sich aber dessen bewußt, daß sie bei der Verwendung der weißen Blumen zum Zeichen der Trauer eine Sitte befolgen, deren Ursprung wir bis in die älteste germanische Vorzeit nachgehen können.

Schach

Wiesbadener Schachverein. Spiel Gelegenheit Samstags- und
Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Aufgaben.

In dem spanischen Turnier mit dem 3. Preise gekrönt.



Matt in 3 Zügen.

Partie 144. Gespielt in Fulda.

1. e2-e4	e7-e6	14. f3-c3-b5	Dd4-c5
2. d2-d4	d7-d5	15. Lf4-d6	Dc5-f5
3. Sb1-c3	Sg8-f6	16. Dg3 × g7 ⁴)	Df5 × f2
4. e4-e5	Sf6-d7	17. Dg7 × h8†	Ke8-d7
5. Dd1-g4	c7-c5	18. Lf1-c4	a7-a6
6. Sg1-f3	Sb8-c6	19. Th1-d1	Df2-e3
7. d4 × c5	Sd7 × e5	20. Kc1-b1	Sc6-d4
8. Sf3 × e5	Sc6 × e5	21. Sb5 × d4	b7-b5
9. Dg4-g3	Dd8-f6 ¹)	22. Ld6-f4	Dc3-a4
10. Lc1-f4	Se5-c6	23. Dh8-d8†	Kd7 × d8
11. 0-0-0	Lf8 × c5	24. Sd4-c6†	Kd6-e8
12. Td1 × d5l ¹)	Lc5-d4	25. Td1-d8 matt.	
13. Td5 × d4l ¹)	Df6 × d4		

²⁾ Wenn e6×d5, so 13. Sc3×d5 mit der Drohung Sd5—c7† und gleichzeitigem Angriff auf die Dame. — ³⁾ Weiß opfert die Qualität, um den Angriff schleunigst fortzusetzen

Auflösungen.

Nr. 387 (2 Züge). 1. Db1.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., L. M., Klein, Wdw. und Karl Hofmann in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Einsatz-Rätsel.

— — rl, — — se, We — — —, B — — —f, H — — d,
— — — es, A — — e.

Statt der Striche sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Körperteil, männlicher Vorname, Gefäß, Tier heißer Länder, Nahrungsmittel, Form des Wassers, Mitteilung. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die eingefügten Buchstaben eine kriegerische Tat.

Rätsel.

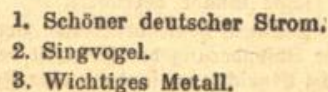
Klar wie der Himmel und die Flut,
Doch fest wie Erz und Steine,
Erschafft der Mensch in lichter Glut
Das Wesen, das ich meine.

Und dankbar spiegelt es sein Bild,
Gibt treulich ihn sich wieder,
Zieht, was den weiten Himmel füllt,
Vertraulich zu ihm nieder.

Mit wunderbarem Zauberschein
Entdeckt es Staub und Sterne,
Macht Kleines groß und Großes klein
Und nah das ewig Ferne.

Und wie Prometheus raubt es kühn
Das Feu'r von Jovis Sitze;
Es zündet, ohne selbst zu glüh'n
Schnell, wie des Donners Blitze.

Homogramm.



Die Buchstaben E E E E E E E, H, I I I, M M, N N N N, R R, S S sind an Stelle der Punkte derart zu setzen, daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten Reihen sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 583.

Bilderrätsel: Farbige Engländer. — **Akrostichon:** Wallis, Indigo, Enz, Göthe, Eger, Winterthur, Othello, Norwegen, Norlingen, Erzgebirge, Norden. Wie gewonnen, so zerronnen. — **Zahlenrätsel:** Hindenburg, Artillerie, U-Boot, Belgien, Island, Tinte, Zar, England. Hautbitze.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 24.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Das Märchen von den verwechselten Kindern.

Von Helene Brehm.

Soch oben auf einem Waldgebirge liegt eine große Wiese. Da, wo sich die Wiese unter den Schatten der uralten Waldbäume streckt, schließt sich an sie ein kleiner Teich. Der heißt noch heute „Frau Hollenteich“, weil in ihm die gute Frau Holle die Kinderchen verwahrt, bis sie vom Storch herausgeholt und den Menschen in ihre Wohnungen gebracht wurden.

Vor vielen, vielen Jahren, an einem sonnigen Frühlingstage, war Freund Langschnabel aus dem warmen Afrika zurückgekehrt und hatte beim Frau Hollenteich Rast gemacht. Denn als er im Herbst südwärts gezogen war, hatte er Aufträge mitgenommen, die er nun erledigen wollte. Als er nämlich über die Königsstadt geflogen war, hatte gerade der König mit der jungen Frau Königin auf dem Balkon beim Morgenkaffee gegessen. Da hatte der König die goldene Krone vom Kopf genommen, dem Storch damit gewinkt und gerufen:

„Herr Klapperstorch, ich bitte sehr,
Kommst du wieder über's Meer,
Bringe uns ein Prinzlein mit!
Klapperstorch, vergiß es nit!“

Und auch die Frau Königin hatte ihm zugelächelt und mit ihrem seidenen Spitzenschleier einen Gruß zugewinkt. Der Storch aber war ganz stolz über den königlichen Auftrag.

Am Ende des Schloßgartens stand das Häuschen des Schuhmachers Lederer. Der saß gerade auf seinem dreibeinigen Schemel am offenen Fenster, und hatte die gläserne, mit Wasser gefüllte Schusterkugel vor sich stehen, die er abends vor sein Licht stellte, um besser sehen zu können bei seiner Arbeit. Er stichelte fleißig drauf los, zog den Pechdraht durch die Sohlen und hämmerte Holzstifte hinein. Dabei piffte er sich ein Liedchen. Als er nun den großen, weißen Vogel mit den schwarzen Flügelspitzen, den roten Beinen und dem roten Schnabel dahersfliegen sah, sprang er auf und rief seine Frau aus der Küche. „Kumm schnell, fielen, ein Udebor! Willst du uns nicht 'n lüttjen Jungen bestellen?“ Die Frau wollte zwar nichts davon wissen und meinte, ihre drei kleinen Mädchen machten ihr genug zu schaffen. Aber der Mann lief doch vor die Haustür und rief dem Storch nach:

„Leiwär, gauter Udebor,
Bring' mi 'n Jungen nächstes Jahr!“

Der Storch, der schon damals hoch und gering zu bedienen und Kunden in den meisten Familien des Landes hatte, verstand natürlich auch Plattdeutsch. Da der Storch wußte, daß Herr Lederer ja Hoffschuster war, und als solcher auch des Königs und der Königin Füße zu beschuhen

hatte, beschloß er, gleichzeitig mit dem Wunsch des Königs auch den des Meisters zu erfüllen.

Und nun befand sich der Storch auf der Heimreise und stand am Frau Hollenteich, um zwei Bübchen herauszufischen. Denn dicht unter dem Wasserpiegel lagen alle die rosigen Kindlein, fein säuberlich nebeneinander in süßem Schlummer. Die kleinen Fäuste an die Bäcker gedrückt, ein Patschhändchen unters Köpfchen geschoben, den winzigen Daumen im kleinen Mund, so lagen die Menschenpüppchen, und jedes hatte sein Träumlein für sich. Und alle lächelten gar holdselig. Denn sie träumten von ihrem Kinderparadies, oder von dem Glück, das sie ihren künftigen Eltern mit zur Erde bringen wollten, oder von dem großen Jubel der älteren Kinder, denen sie als Geschwisterchen gebracht werden würden. Viele hielten auch schon eine Zuckertüte im Armchen. Und das Wasser des Teiches kräuselte sich in leichten Wellen bei den ruhigen Atemzügen der friedlich schlafenden Kinderchen und sang ihnen ein leises, leises Schlummerlied.

Der Storch schaute nachdenklich ins Wasser und überlegte, welche beiden Bublein er wohl mitnehmen sollte. Die Wahl wäre ihm gewiß noch schwerer geworden, wenn nicht die gute Frau Holle den Königskindern gleich ein Krönlein aufgesetzt hätte. Denn Fürstenkinder und besonders solche, die bestimmt sind, später auf einem Throne zu sitzen, tragen alle von klein auf eine Krone. Aber es sind oft Kronen eigener Art. Kein anderer Mensch sieht sie, und dem, der sie trägt, bereiten sie Schmerzen.

Endlich hatte Herr Langschnabel ein Prinzchen gefunden, das selbst im Schlaf sein goldenes Krönlein fest aufs Köpfchen drückte. Dann war auch ein Bublein für das Schuhmacherhaus gesucht, und eine Zuckertüte für die Mädchlein hielt's auch im Arm. Hübsch vorsichtig legte der Storch die beiden Kleinen auf die Wiese in den wärmenden Sonnenschein zum Abtropfen und Trocknen werden. Darauf vertrat er sich selbst die Füße ein wenig und suchte im Gras nach einem Frühstück, denn er war hungrig geworden von der weiten Reise aus Afrika und er hatte noch einen langen Flug bis zur Königsstadt. Da wollte er sich vorher durch einen schmackhaften Froschsalat stärken.

Unterdesse dehnten und reckten sich die beiden Bübchen in der Sonne und zappelten mit den dicken Strampelbeinchen. Dabei rutschte die Krone des Königskindes von seinem Kopf und kugelte ins Gras, und die Zuckertüte fiel dem Schuhmacherskind aus dem Arm. Als nun der Storch zurückkam, um die Kinder aufzunehmen, sah er, was geschehen war und stand in großer Verlegenheit. Welchem Kind gehörte nun die Krone, welchem die Tüte? Welches war der Prinz, welches der Schustersohn? Ein

Büchchen war so hübsch und rosig wie das andere, und auch Fürstentinder haben das Näschen mitten im Gesicht. So nahm der Storch die Krone und schob sie einfach einem der Kinder aufs kahle Köpfchen. Dem andern steckte er die Tüte unters Armchen, packte beide in seinen langen Klapperschnabel und flog mit ihnen davon.

Als der Vogel mit seiner Last zur Königsstadt kam, war gerade ein großes Fest im Schlosse, so daß weder der König noch die Königin ihn ankommen sahen. Aber der Hofhund hob ein Freudengebell an, und die Schildwache rief's einem der Diener zu, der gerade den Braten hinauf in den Speisesaal tragen wollte, daß der Storch mitten im Reigen ihren Tänzer stehen und eilte die Treppe so schnell hinunter, daß ihre goldene Schleppe nur so rauschte. Der König hing dem Storch gleich einen Orden um, ernannte ihn zu seinem Hoflieferanten und bestellte fürs nächste Jahr eine kleine Prinzessin. Die Frau Königin aber herzte ihr Prinzchen und trug's in ihr Schlafzimmer, wo ein seidenes Bettchen für es bereit stand.

Inzwischen war der Storch den kürzesten Weg über den Schlossgarten geflogen, um sein lebendes Päckchen bei Lederers abzugeben. Die ganze Familie war aber noch draußen auf dem Felde beim Kartoffelpflanzen. Der Vater grub die Löcher, die drei kleinen Mädchen warfen die Knollen ein und die Mutter warf die Löcher wieder zu. Da flog der müde Storch ratlos um das verschlossene Haus. Aber zum Glück hatte man das Küchenfenster offen gelassen. So legte der Storch das rotbäckige Büchchen, das noch fest schlief, oben auf den Küchenschrank. Später, als die Familie, die noch nichts gemerkt hatte, bei Tische saß, meldete sich auch das Kind auf dem Küchenschrank und wollte seine Milch haben. Da gab es aber eine Überraschung. Die Schusterin zankte mit ihrem Mann, daß er so leichtsinnig die Bestellung gemacht habe. Der aber meinte, ein Junge habe ihnen gerade noch geholfen, denn er müsse bald Hilfe im Geschäft haben. Die kleinen Mädchen aber wollten alle das Brüderchen tragen und freuten sich sehr über die große Zuckertüte.

Einige Jahre waren vergangen. Da wurde eines Morgens Herr Lederer ins Königsschloß gerufen, um dem König Maß zu nehmen zu einem Paar Hausschuhen. Der Herrscher saß auf seinem prächtigen Thronessel, aber den goldenen Herrscherstab hatte er aus der Hand gelegt und die schwere Krone an den Hinterkopf geschoben. Sorgenvoll und traurig sah er auf seinen kleinen Sohn. Denn der spielte nicht etwa mit den prächtigen Sachen, die in Menge um ihn herum standen. Bewahre, die sah er gar nicht einmal an! Aber von der Puhfrau hatte er sich ein Stück Fensterleder geben lassen, vom Hausdiener Hammer und Nägel und von der Mutter Königin einen Flicken von ihrem funkelneuen Seidenkleid. Und nun saß der kleine Prinz auf den Stufen des Thrones und wollte für den Vater König durchaus die neuen Hausschuhe anfertigen, die doch Herr Lederer machen sollte. Als nun dieser in den Thronsaal kam und vor dem Herrn König niederkniete, um dessen Fuß zu messen, riß ihm der kleine Prinz den Maßstab aus der Hand. Er weinte und schrie, er wolle Maß nehmen. So ließ man ihm den Willen, und er machte es so geschickt, als sei er bei einem Schuhmacher in der Lehre gewesen, so daß sich Herr Lederer sehr verwunderte. „Ja, ja, Meister Lederer“, sagte da der König seufzend, „das ist unser Kummer! Unser königlicher Prinz will nicht in Gold und Sammet gekleidet gehen und nicht in seidenen Kissen schlafen. Von seinem Spielzeug will er nichts wissen. Regieren will er auch nicht lernen und sagt, er wolle Schuster werden!“ „Jeja, jeja“, sagte der Meister und schüttelte den Kopf, „was sind das für schnurrige Sachen! Das ist ja gerade das Gegenteil von unserem Lüttchen! Dem ist bei uns nichts recht, und nichts ist ihm gut und schön genug! Von Goldpapier hat er sich eine Krone gemacht und hat eine rote Schürze als Mantel umgehängt. Nun sitzt er auf dem Tisch, sagt, er sei der König und will regieren!“ „Hm,

hm,“ brummte der König und überlegte ein Weilchen, „das ist ja merkwürdig, sehr merkwürdig! Was meint Ihr, Meister, wollen wir unsere Söhne austauschen? Ihr bringt mir Euren Sohn und nehmt dafür unseren Prinzen in die Lehre?“ Meister Lederer konnte aber nicht erst antworten, da schlug schon der Prinz einen Purzelbaum die Stufen des Thrones hinunter, zog den Schuhmacher an der Hand mit sich hinaus und rief: „Juchhe, jetzt werde ich Schuster!“

Als die beiden in Lederers Haus kamen, saß der Schuhmachersohn noch auf dem Tische. Rings um sich herum aber hatte er die zerrissenen Schuhe und Stiefel aufgestellt, die sein Vater flicken sollte. Die waren seine Soldaten, und er wollte mit ihnen gerade in den Krieg ziehen. Als er hörte, daß er zum Herrn König ins Schloß kommen solle, sprang er, so wie er war, mit Goldpapierkrone und roter Schürze, hinüber ins Schloß. Obgleich er noch niemals darin gewesen war, fand er sich gleich, trotz der vielen Türen, zurecht und lief geradenwegs in den Thronsaal. „Da bin ich endlich, Herr König,“ rief er diesem zu, „nun lerne ich bei Euch Regieren und Kriegführen!“ Da ließ der König einen kleinen goldenen Thronessel machen und den seitherigen Schuhmachersohn zusehen, wenn er regierte. Meister Lederer aber holte seinen kleinsten Schusterschemel herbei für den ehemaligen Prinzen und zeigte ihm die Schusterei, und im Schuhmacherhaus und im Schlosse herrschte eitel Freude und Glück, seit die Kinder ausgetauscht waren.

Als aber im nächsten Frühling der Storch das bestellte Prinzchen ins Königsschloß brachte, fragte ihn der König nach der Ursache des seltsamen Betragens der Knaben, die er im vorigen Jahre gebracht habe. Da fragte sich der Storch sehr verlegen mit dem Fuß am Kopfe und erzählte dem König die Sache mit der heruntergefallenen Krone und der Zuckertüte. Es könne leicht sein, daß er die Kinder verwechselt und den Prinzen ins Schusterhaus, das Schuhmacherkind aber ins Königsschloß gebracht habe. So kam die ganze Geschichte an den Tag, und der König mußte furchtbar lachen. Der Storch aber ließ beschämt die Flügel hängen und sagte, das sei ihm in seinem wichtigen Beruf noch nicht vorgekommen, das solle auch gewiß nicht wieder geschehen.

Aber trotzdem kommt es auch heute noch vor, daß man in einer Familie ein Kind findet, von dem man denkt, es gehöre eigentlich nicht hinein. Da hat sich denn der Storch aber sicher doch wieder vergriffen.



Lebendige Unterseeboote.

Von unterseeischen Schiffsangriffen durch Tiere erzählt Wilhelm Bölsche in einer fesselnden naturwissenschaftlichen Plauderei, die er in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht. Noch lange bevor es auch nur den Traum eines Unterseebootes und seiner furchtbaren Angriffsart gab, hat die Phantasie der Seelente von den Schauern solchen urplötzlichen Verderben drohenden Tiefenangriffes, der bei völlig ruhiger See ein Schiff zugrunde richten konnte, zu erzählen gewußt. Etwas unberechenbar Bewegliches sollte es sein, das zu jeder Stunde und an jedem Ort sich aus dem dunkeln Abgrund heben und einen unterseeischen Angriff ausführen könnte, sodaß man den Stoß verspürte und die Schreden eines Lecks auf offener See erlebte, ohne die Ursache feststellen zu können. Der Dämon des Untermeeres konnte nur etwas Lebendiges sein, etwa ein riesiges Tier mit einer greulichen Stoßwaffe, der keine dicke Schiffsplanke standhielt. Was konnte dieser Unhold nun für ein Tier sein? Bölsche geht alle die Vermutungen durch, die man darüber geäußert hat, und zeigt, daß es der berühmte

Krahen und die Riesenwalfische, an die man gedacht hat, nicht gewesen sein konnten, daß aber auch der Narwal, der mit einem ziemlich dicken Spieß ausgerüstet ist, und der Sägefisch mit seiner Säge nicht in Frage kommen, obwohl ihre Waffen den Verdacht zunächst erwecken könnten. Es bleibt also nur der „Schwertfisch“, ein riesiger Fisch von stolzer Schönheit, der alle unsere Meere, die nördlicheren bis zur Ostsee gelegentlich durchstreift. Purpurblau ist sein Rücken, silbern der Bauch, schwarzblau die imposante Schwanzflosse, dunkelblau das mächtige Auge. Die größten alten Herren schätzt man bis 5 m an Länge, doch geht die Sage von noch weit stärkeren Kolossen. Das eigentliche Wunder dieses Riesen aber ist sein „Schwert“. Es springt mit scharfschneidenden Kanten als ungeheure Spitze vom Kopf aus vor. Der verlängerte Oberkiefer steckt als Knochenmasse darin, aber auch sonst noch Teile der Schädelknochen geben ihm gleichsam den festen Griff. Man hat durchaus den Eindruck einer Waffe, und dieses spitze Schwert tut seinen Dienst als solches

einer Planke durchstoßen und war dann noch mehr als 11 cm weit in einen Pfosten eingedrungen. In einem Walfischfänger waren in gleicher Weise der Kupferbelag, die 2,5 cm-Verschallung, eine 7,5 cm dicke Planke und ein 30 cm starker Eichenballen durchlocht worden, und die scheußliche Spitze hatte zum Schluß noch den Boden eines Tranfassens im Schiffsraum ein Loch geschlagen. Der Stoß erschütterte das ganze Schiff so, daß alles auf Deck rannte. Auf einem großen englischen Indienfahrer konnte man den unterseeischen Angriff unmittelbar in seinem Anlaß verfolgen: man hatte den ungeheuren Fisch mit der Angel geködert, worauf aber die Leine riß und der wütende Unhold sofort einen furchtbaren Unterwasserstoß wagte. Das Schiff wurde leck und kam mit Not in den Hafen zurück. Was ein einfaches Boot bei solcher Sachlage erfahren kann, erhellt von selbst; schon ein kleinerer Schwertfisch stieß gelegentlich beide Bootsseiten und das dazwischen befindliche Bein eines Ruders durch.

C. K.



bei der ausgiebigen Jagd des Riesenfisches. Der wilde Schwimmer wirft sich mitten in Fischschwärme hinein, haut mit dem Degen rücksichtslos um sich, bis weithin alles sich krümmt von mitten durchschnittenen Heringen oder Makrelen, und sättigt sich dann behaglich aus dem Überflusse dieses Blutbades. Fischer wissen auch davon zu erzählen, daß einer einen Stich dieses Schwertes selbst von kleinen Exemplaren erhielt, der durch Arm oder Bein ging. Dieser Schwertfisch in seiner größten, von der Sage noch ins weiteste gesteigerten Gestalt soll es sein, der jäh im Horn von unten anrennend wirklich große Schiffe einstößt, leck macht, in äußerster Gefahr oder wirkliches Verderben bringt. So kühn die Vorstellung auch erscheinen mag, die hier die Wand eines richtigen Ozeanschiffes und einen anrennenden Berserker von Fisch einander gegenüberstellt, so hat eine kritische Sichtung der vorliegenden Berichte die doch bestätigt. Bei einem alten britischen Kriegsschiff hatte das (im Holz schließlich abgebrochene) Schwert des Fisches die 2,5 cm der Verschallung, 7,5 cm Holz

Jäger zur Pfahlbautenzeit.

(Zu obigem Bilde.)

Eine recht wilde Erscheinung, dieser germanische Jäger aus der Pfahlbautenzeit, der eben mit seiner Beute — einem gewaltigen Bären — auf einem außerordentlich einfachen Fahrzeug zu seiner ebenso einfachen, auf Pfählen aus dem Wasser ragenden Behausung zurückkehrt. Pfahlbauten nennt man die auf Pfählen in Seen, Sümpfen und Flüssen, aber auch auf dem Lande zum Schutz gegen Raubtiere oder Angriffe feindlicher Nachbarn errichteten Ansiedelungen, die heute noch hier und da bei wilden Völkerschaften angetroffen werden, z. B. in Hinterindien und in Neuguinea. In vorgeschichtlicher Zeit kamen Pfahlbauten auch in Europa vor.

Erst im Winter 1853/54 entdeckte man durch Zufall die ersten Pfahlbauten aus grauer Vorzeit. Der Züricher See hatte damals einen nie zuvor beobachteten tiefen Wasserstand,

und diesen Umstand wollte man benutzen, um der großen Wasserfläche ein Stück Land abzugewinnen. Als man daher Mauern und Dämme zog und den Schlamm von dem entwässerten freigewordenen Plage entfernen wollte, stieß man auf regelmäßige Pfahlfreihen und außerordentliche Mengen von Tonscherben, Tierknochen, Gerätschaften und anderen Überbleibseln menschlicher Kultur. Ferdinand Keller nahm sich der Sache mit wissenschaftlichem Eifer an, sammelte alle Fundstücke und rief die allgemeine Aufmerksamkeit für diese Funde wach. Bald wurden nun auch an anderen Orten ähnliche Pfahlbauten gefunden, und jetzt sind in der Schweiz schon mehrere hundert bekannt, die fast alle ein reiches und interessantes Material geliefert haben.

Wahrscheinlich auf etwas seichteren Stellen rammt man Pfähle ein, teils ganze Stämme, teils gespaltene, und gewöhnlich zwei und zwei dicht nebeneinander; auf diesen wurden quer-

über mittels Holzkeilen andere Stämme und Planken befestigt und darauf die kleinen Hütten errichtet. Die Pfähle sind meist nicht über 15 cm stark, ihre Länge beträgt je nach der Tiefe des Wasserstandes 3—5 m; oft wurden aber noch um sie herum ganze Lager von Steinen versenkt, um ihnen mehr Halt gegen Wellen und Wind zu geben. Eine andere Form ist der sogenannte Packwerfbau, bei welchem die Stämme in horizontalen Lagen übereinander geschichtet und durch senkrechte Pfähle verklammert wurden. Die Hütten selbst waren ebenfalls aus Pfählen und Flechtwerk hergestellt, das von außen mit einer Lehmenschicht bekleidet und mit Stroh, Rinden und Reisern bedeckt wurde. Die Größe solcher Pfahlhöfe ist sehr verschieden. Bei Robenhäusern fand man Tausende von eingerammten Pfählen, die eine Fläche von 13 000 qm bedeckten, ein anderer Pfahlbau im Neuenburger See bedeckte sogar eine Fläche von etwa 60 000 qm.

Die Artillerie im Tierreich.

Ohne zu schwierigen Umdeutungen greifen zu müssen, kann man ruhig von einer Artillerie im Tierreich sprechen, die freilich mit der technischen Vollkommenheit dieses modernen Kampfmittels unserer Heere nicht in Vergleich treten kann. Dafür hat sie aber den Vorrang der einfachsten Anwendungsmöglichkeit. Weder lange Zurüstungen erweisen sich als notwendig, noch die geschickte Organisation vieler Einzelwesen, um den mannigfachen Aufgaben, die der eine Zweck der Vernichtung des Gegners stellt, gerecht zu werden. Im Tierreich ist alles in einem vereinigt: Geschüßführer und Kanonier, Kanone, Richtkreis, Entladungspulver und Geschüß. Diese Artillerie ist auch ihrem Zweck in gewisser Weise besser angepaßt, als jene tote und blinde Vernichtungsmaschine der Menschen. Da faßt keine große, mit unbändigen Kräften ausgestattete Form aus Eisen nieder, die alles wild vernichtet, was sich ihr entgegenstellt. Die Natur will nicht mehr, als den Feind ausschalten, es ihm unmöglich machen, dem sonst Schutzlosen Schaden zuzufügen und im äußersten Fall ihn ganz vernichten. Einige bezeichnenden Beispiele, die die Mannigfaltigkeit dieser Schießkünste bei den verschiedenen Tierkreisen dartun, führt Dr. Damm im „Prometheus“ an. Das südamerikanische Kama, das ein häufiger Gast unserer zoologischen Gärten ist, geht dabei etwas barbarisch und primitiv (einfach) vor, indem es sich darauf beschränkt, dem nahen Gegner plötzlich mit großer Heftigkeit ins Gesicht zu speien. Es verwendet dazu kein besonderes Sekret (Auscheidung), sondern begnügt sich mit Resten von nicht verschlungenen oder auch erst heraufgewürgten Pflanzungen. Das Überraschende und Ekelige dieser Entladung hält die meisten Gegner von weiterer Verfolgung ab. Der gefährlichste Schütze unter den Säugetieren ist das marderähnliche Stinktier Nordamerikas. Das Tier ist auffällig gefärbt, zeigt aber im Bewußtsein seiner Waffe eine unglaubliche Keckheit. Es läßt den Gegner ohne die mindeste Aufregung dicht an sich herankommen, um ihm dann eine wohlgezielte Ladung von hinten entgegenzuschleudern. Die ägyptische Brillenschlange spritzt dem Angreifer einen Strahl farblose Gifflüssigkeit entgegen, die schwere Entzündungen hervorrufen kann. Selbst bei Karven finden wir eine ähnliche Spritzwaffe, wie z. B. bei der bei uns heimischen dicken braunen Raupe des Weidenbohrer-Schmetterlings. Diese schleudert in der Not einen grünen, stark ätzenden Saft etwa 50—60 cm weit aus dem Maul. Manche Heuschrecken geben zu ihrer Verteidigung selbst ihr

Blut her, das sie in der Gefahr aus dem Gelenk ihrer Gliedmaßen, zwischen Hüftgelenk und Schenkelring, hervorjastossen verstehen. Daß selbst Granaten mit Sprengkegel nicht fehlen, zeigt der sogenannte Bombardierkäfer, ein kaum fingerbreiter Lauffäßer. Dieser schleudert einen Tropfen ätzender Flüssigkeit aus den Analdrüsen, der dann in der Luft explodiert und sehr erschreckend auf die Verfolger wirkt. Am seltsamsten ist wohl ein niederes, dem Seesternchen verwandtes Seetier, das seinen eigenen Darm als Geschüß benutzt. Diesen sprengt es zwischen Kloake und Schlund zweimal ab und schleudert ihn mit großem Krampf durch die Kloake hinaus, worauf der Körper das fehlende Organ wieder zu ersetzen beginnt. Zum Schluß sei noch der barschähnliche Schützenfisch erwähnt, der nicht wie die bisherigen Tiere ein Sekret als Geschüß benutzt, sondern sein Element, das Wasser, zu Hilfe nimmt. Durch die große Heftigkeit, mit der er die Wassertropfen schleudert, vermag er selbst größere Insekten auf eine Entfernung bis 1½ m zu töten. K.

Humor in der deutschen Soldatensprache.

Kleine Soldaten werden von ihren Kameraden mit mancherlei meist landschaftlichen Scherznamen bedacht, wie Köttel (Niederrhein), Knösel (Niedersachsen; auch wie Mütze, das eine kurze Pfeife, eigentlich wohl eine Lichtschnuppe oder dergl. bedeutet), Schniggl (Bayern = Schnecke). Der linke Flügelmann heißt wohl auch der Schwanz oder (im Königreich Sachsen) das Bauchneppchen (d. h. Nabel) der Kompagnie. Besonders beliebt und weit verbreitet sind aber gewisse, auf die geringe Körpergröße gehende Spitznamen für die Leute der 12. Kompagnie eines Regiments, wie Mündungsdeckel, Mündungschoner, Pottdeckel, Helmspitzen, Kammerstengel, Schuhwedden, Sohlen-nägel, Kochgeschirraspiranten. Man ruft ihnen auch zu: „Husch, husch, ins Kochgeschirr!“ Man müsse sie, so meint man, auf diese Weise weiterbefördern, weil sie mit den andern nicht Schritt halten könnten. Ebenso gibt es für besonders lang aufgeschossene Leute allerlei Beinamen, wie Bohnenstange, Hopfenstange (Bayern), langer Heinrich, langer Eulatsch (Hannover), Schlambampel (Sachsen). Allgemeiner verbreitet sind auch hier manche Scherznamen für die durch ihre Körperlänge auffallenden Leute der 1. Kompagnie eines Regiments, wie Wischtride,

Wischtride, Zolltride, Zielsäcke, Klappmesser, Langschäfter, Herrgottschüler (Schlesien; hier liegt die scherzhafte Vorstellung zugrunde, sie könnten wegen ihrer Länge den Herrgott etwa mit einem Strohhalm am Bart fassen). Die langen Gardisten heißen in Bayern und Baden Heufresser. Sonst soll der gewöhnliche Infanterist den Gardisten auch ganz allgemein Wischtrid und dieser jenen wieder Sohl-nagel nennen. Imme (Essen).

Der Krieg und die Eskimos.

Bis in die fernsten, entlegensten Gebiete des Erdballes ist die Kunde des Weltkrieges gedrungen. Auch die in den höchsten Eisregionen friedlich lebenden Eskimos haben von den Schrecken des Riesenkampfes gehört. Aber die Wirkung des Krieges auf die Eingeborenen Grönlands werden in der „Opinion“ interessante Mitteilungen gemacht: Als die Grönländer erfuhren, daß der große Krieg ausgebrochen sei, eilten sie von einer Ansiedelung zur anderen, um die Neuigkeit zu verbreiten. Die Boten riefen überall mit voller Lungenkraft: „Kraodlimaitlugokra nordlitduo sorsserlikranil!“ — Das heißt: „Der Krieg ist ausgebrochen zwischen den Europäern und den Deutschen!“ Da aber unglückseligerweise in der Sprache der Eskimos dasselbe Wort „Europäer“ und „Dänen“ bedeutet, gerieten die Grönländer in große Aufregung. Sie fürchteten, daß sie selbst in die Kämpfe mit hineingezogen werden könnten, und jetzt noch halten sie ängstlich Wacht, ob nicht feindliche Schiffe in den Eisregionen Truppen zu landen versuchen. Sie haben mancherlei Vorbereitungen getroffen; unter anderem wurden Lebensmittel in Höhlenanlagen aufgestapelt. Dieser Höhlenbau soll im Notfall auch als Festung dienen.



Rätsel.

Es schlüpft wohl einer für und für
Durch eine winzig kleine Tür,
Dort dreht er sich mit seinem Bart,
Und alles ist dann gut verwahrt.

**Auflösung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:**

Die Brücke.